

*Budín, Stanislav: Jak to vlastně bylo [Wie es eigentlich gewesen ist].*

Torst, Praha 2007, 617 S.

Hinter dem Titel dieser voluminösen Biografie steht mehr als das Bedürfnis, eine wechselvolle Lebensgeschichte zu erzählen. Seit seinem Ausschluss aus der KPTsch im Jahr 1936 hat der Journalist Stanislav Budín immer wieder aufs Neue versucht, die Partei davon zu überzeugen, dass er niemals ein Detail aus seinem Leben vor ihr verborgen habe, nie vom Glauben an sie abgefallen sei. Sein Werben um Vertrauen war letztlich erfolglos: Budín blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1979 Kommunist ohne Parteibuch. Die Entscheidung, ein tschechoslowakischer kommunistischer Patriot zu werden, hatte Stanislav Budín bewusst getroffen. Aber nur die emotional übermächtige Sehnsucht nach Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft kann erklären, weshalb er mit solcher Zähigkeit an dieser schwierigen Heimat festgehalten hat.

Geboren 1903 als Bencion Bať, zwölftes Kind einer wohlhabenden und einflussreichen Familie in der (heute ukrainischen) Stadt Kam'janec-Podilskyj, erlebt Budín als junger Mann die Russische Revolution und den Bürgerkrieg. Wenngleich er schon als Schüler politisch links orientiert war, kann er sich für die Bolschewiki nicht erwärmen: Sie sind ihm zu radikal und dogmatisch. Um der Gewalt und der Perspektivlosigkeit Galiziens zu entfliehen, emigriert Budín 1923 über Polen in die Tschechoslowakei, wo er – wie so viele junge Juden aus Osteuropa – ungehindert studieren kann. Dass er sich hier, in einem gesellschaftlich und politisch für ihn ungewohnt liberalen Klima, bald radikalisiert, erscheint nachgerade als Ironie der Geschichte. Über verschiedene studentische Organisationen, in denen die Osteuropäer weitgehend unter sich sind, und Experimente mit linken Splittergruppen gelangt Budín in den Komsomol und schließlich in die KPTsch. Und durch die Parteizugehörigkeit wird er nicht nur zum Moskau-treuen Stalinisten, sondern auch zum überzeugten Tschechen.

Die späten 1920er und frühen 1930er Jahre sind für ihn und seine Frau Hannah erfüllt von der Aktivität für die Partei, die Parteipresse und die linke Kultur in der Tschechoslowakei. Als Chefredakteur des „Rudé Právo“ führt Budín Wortschlachten gegen die „bourgeoise Republik“ und vermittelt dem Parteivolk den mitunter schlingernden Kurs der KPTsch. Gerade seine Fähigkeit, die Wendungen rasch aufzunehmen, begünstigt auch seinen Sturz: Als Mitte der 1930er Jahre die französische kommunistische Partei unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Bedrohung auf die Volksfrontpolitik umschwenkt und auch in der Komintern die Zeichen auf Kooperation mit der Sozialdemokratie gestellt werden, gehört Budín zu denjenigen, die diesen neuen Kurs begeistert aufnehmen. Doch er ist seiner Zeit ein gefährliches Stück voraus: Obwohl die KPTsch ihre sektiererische Linie kurz darauf aufgeben und auf überparteiliche Zusammenarbeit und Vaterlandsverteidigung umschwenken wird, werden die vorschnellen Propagatoren der Volksfront abgestraft. Während Jan Šverma und Rudolf Slánský mit Parteirügen davonkommen, wird der weniger wichtige Budín geopfert. Als „Trotzkist“ verstoßen, findet er sich schlagartig in weitgehender Isolation wieder. Ohne Arbeit und ausgeschlossen aus der Parteigemeinschaft gerät er in die tiefste Krise seines Lebens.

Erst im amerikanischen Exil, in das er sich mit Frau und Tochter im August 1939 – unmittelbar bevor die deutschen Besatzer die Grenzen für jüdische Emigrationswillige definitiv schließen – retten kann, wird er wieder zum Journalisten. Über viele – für den Leser sicher zu viele – Seiten gibt Budín seine Artikel für die „Newyorské listy“, eine tschechischsprachige Auswanderer-Zeitung, in der er den Kurs der tschechoslowakischen Exilregierung aktiv unterstützt, wieder. Zur KPTsch befindet er sich in diesen wie auch in den Jahren nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei in einer fragilen Mischung aus Nähe und Distanz, über die im Wesentlichen die Partei entscheidet: etwa Bruno Köhler, der eine der treibenden Kräfte des Ausschlusses von 1936 war und Budín dauerhaft feindlich gesinnt bleibt, oder Václav Kopecký, der ihm schmeichelt, ihn zunächst mit großen Aufgaben betraut und doch daran interessiert ist, ihn nicht völlig vom Makel des Ausgestoßenen, Verdächtigten zu befreien. Der Autor selbst vermutet, dass ihm die so verordnete Bedeutungslosigkeit letztlich das Leben gerettet hat: Die Prozesswelle der 1950er Jahre geht an

ihm vorüber, obwohl seine Biografie ihn geradezu zum Opfer der Verfolgungen prädestiniert hätte.

Der erste Teil von Budíns Memoiren ist eindeutig der stärkste, am lebendigsten geschriebene Abschnitt des Buches. Gerade die Erinnerungen an die Studienjahre in Prag, der ungewöhnliche Einblick in die Subkultur osteuropäischer jüdischer Studierender bietet eine faszinierende Lektüre. Währenddessen nötigen die langen Passagen im zweiten, den amerikanischen Exiljahren gewidmeten, und im dritten Teil, der die Zeit zwischen Remigration 1946 und den 1960er Jahren behandelt, dem Leser einige Geduld ab. Allzu oft werden Kontroversen ausführlich referiert, deren Relevanz sich ex post nicht mehr erschließt. Erschreckend hoch ist die Zahl von Freundschaften der Budíns, die an solchen politischen Differenzen unwiederbringlich zerbrechen. Doch dazwischen finden sich immer wieder fesselnde Passagen: So etwa der durchaus widersprüchliche Bericht über die Dritte Republik von 1945 bis 1948, die der Autor als berauschende Aufbauzeit schildert. Damals habe in der KPTsch die Fraktion dominiert, die die Macht ernsthaft mit den anderen Parteien der Nationalen Front teilen wollte. Ein völlig anderes Bild vermitteln jedoch die detaillierten Schilderungen der Bemühungen, Fürsprecher für die Rückkehr der Familie Budín in die Tschechoslowakei zu finden: Kontrollwahn, Feindparanoia und Engherzigkeit der beteiligten Parteiinstanzen machen daraus ein langwieriges, erniedrigendes Prozedere. Oder Budíns Reflexionen über die stalinistischen Schauprozesse, in denen er sich trotz der eigenen Erfahrungen mit Unterstellungen und haltlosen Anschuldigungen während seines Parteiausschlusses nicht aus dem Denksystem des gläubigen Kommunisten befreien kann.

Eine fortwährende – eher widerwillige – Auseinandersetzung gilt dem Judentum und dem Zionismus, dem er erst bei einer Palästina-Reise im Jahr 1947 etwas Toleranz entgegenbringen kann, indem er den Überlebenden der Shoa das Verlangen nach einer jüdischen Heimat zuzugestehen versucht. Die Erfahrung, dass die „alte Welt“, aus der Budín selbst kam, brutal zerstört wurde, zieht sich wie ein zweiter Erzählfaden durch das Buch: Fast jede Erinnerung an Familienmitglieder, Freunde, Kommilitonen und Genossen enthält den Verweis auf einen frühen, gewaltsamen Tod – im Konzentrationslager, in der Gestapo-Haft, im Ghetto, im Krieg oder als Opfer stalinistischer Verfolgung. Die Eindrücke, die er auf seinen zahlreichen Reisen durch das kriegszerstörte Europa sammeln konnte, machen verständlicher, weshalb er empfänglich blieb für die utopische Dimension des Sozialismus. Nicht zuletzt sind die Stimmungsbilder aus der stalinistischen Tschechoslowakei, in denen jeder über alles stolpern konnte – bei Budín war es der Bart eines chinesischen Turners in einer Karikatur, der bereits 1949 seinen zweiten Sturz auslöste –, beklemmende Zeitzeugnisse.

Natürlich könnte man zahlreiche Themen aufführen, bei denen Budín sich allzu rasch auf Unwissenheit und auf mangelnde Informationen beruft – ob bei der Kampagne gegen „Titos Jugoslawien“ oder bei der Niederschlagung des Aufstands in Ungarn 1956. Der „Prager Frühling“, zu dem er als Gründungsredakteur der legendären Zeitschrift „Reportér“ seinen journalistischen Beitrag geleistet hat, kommt nur in Andeutungen vor; die militärische Intervention vom August 1968 wird ganz ausgespart. Doch darf man nicht vergessen, dass Budín seine Memoiren 1972 verfasst

hat, aus kurzer Distanz also. Zudem ist sein Anspruch nicht der einer distanzierten Analyse, sondern immer noch der einer Rechtfertigung, die sich aus seinem Selbstverständnis als politischer Mensch und Kommunist wie aus seiner Loyalität gegenüber der KPTsch speist, welche von der deutlichen Distanzierung des Charta-Unterzeichners Budín vom Normalisierungsregime unberührt blieb. Es ist dieses Selbstverständnis und die mit ihm verbundene Weltsicht, die das Buch zu einer wichtigen Quelle für die Forschung machen.